

NS-Sport und antisemitische Verfolgung

Martin Krauss

Der Höhepunkt nationalsozialistischer Sportpolitik waren die Olympischen Spiele 1936, vor allem die im Sommer in Berlin. „Schöner Schein“ ist eine bis heute beliebte Formulierung, die auf die Olympischen Spiele angewandt wird. Bis heute ist die Erinnerung an den Sommer 1936 präsent, das Olympiastadion war und ist die wichtigste Sportstätte Berlins.

Zwei Sichtweisen auf die 1936er Spiele existieren. Nach der einen Perspektive war das Sportfest eingebettet in die Realität NS-Deutschlands: Juden waren ab 1933 aus den Sportvereinen und Verbänden hinausgeworfen worden, 1933 war der Arbeitersport verboten worden, seit 1935 waren die „Nürnberger Gesetze“ in Kraft, extra für die Olympischen Spiele war Ende Mai 1936 Berlin „zigeunerfrei“ gemacht worden, und beinahe selbstverständlich wurde auch das große Sportfest selbst komplett von der Gestapo kontrolliert.

Der Zusammenhang von NS-Herrschaft und Olympischen Spielen, so legt es diese kurze Skizze nahe, die im Folgenden etwas ausgeführt wird, ist eigentlich unübersehbar. Und doch gilt, was der englische Sportjournalist und -historiker David Goldblatt so ausdrückt:

„Trotz aller Sichtung von Beweisen und wissenschaftlicher Überprüfung von Dokumenten betrachten wir die Olympischen Spiele in Berlin immer noch durch die Linse von Leni Riefenstahl.“ (Goldblatt 2016: 180)

Entsprechend gibt es auch eine andere Perspektive. „Indem Olympia und Sport sich selbst feierten und als höheren Zweck ihrer Existenz nur noch die ‚Menschheit‘ anerkannten, verordneten sie dem Nationalsozialismus eine vorübergehende Auszeit“, schreibt die Historikerin Christiane Eisenberg (Eisenberg 1999: 424). Schon der Organisator der Spiele, Carl Diem, hatte die Olympischen Spiele 1936 als „respektierte Oase“ im nationalsozialistischen Deutschland bezeichnet. 1957 nannte Diem Olympia eine „Oase der Freiheit in der Zwangsherrschaft“ (zit. n. Bernett 1971: 73).

Bei Eisenberg liest sich Diems Argument leicht anders: Nicht den von Diem behaupteten Respekt des NS-Regimes gegenüber dem Sport könne man konstatieren, sondern eher eine „Respektlosigkeit des Sports gegen-

über dem Regime“, schreibt sie (Eisenberg 1999: 424, Fn.154). Der Sport habe sich gegen den NS und seine Ideologie behaupten können. Und auch für diese Sicht, die ich nicht teile, gibt es Belege. Der Verzicht des NS-Repressionsapparats etwa, während der Spiele brutal aufzutreten, der Umstand, dass das Hetzblatt *Stürmer* für die Dauer der Spiele nicht an Berliner Kiosken verkauft wurde, und auch der Triumph des afroamerikanischen Leichtathleten Jesse Owens, der mit seinen vier Goldmedaillen zum Star der Spiele wurden, werden gerne interpretiert als Belege dafür, dass der NS dem Sport bzw. den Olympischen Spielen nicht zu Leibe rücken konnte. Auch die Teilnahme der deutschen Fechterin Helene Mayer, für die Nazis aufgrund ihres jüdischen Vaters eine „Halbjüdin“, wird mitunter so gedeutet, dass sich die Nazis dem doch so starken und weltoffenen Sport hätten beugen müssen.

Die skizzierte zweite Sicht schmeichelt nicht nur dem Sport und dem Internationalen Olympischen Komitee (IOC), sie entnazifiziert zugleich das größte Weltereignis, das die Nazis inszeniert hatten. Der Sport, so die gar nicht so unterschwellige Botschaft, sei zu mächtig für den Antisemitismus und Rassismus der Nazis gewesen.

Im Folgenden soll die NS-Sportpolitik, die Realität des Sports in den deutschen Vereinen seit 1933, die Situation der jüdischen Sportvereine, die bis 1938 existieren durften und ganz konkret die olympische Inklusion oder Exklusion jüdischer deutscher Spitzensportler und -sportlerinnen betrachtet werden.

Tatsächlich hatte es bis 1933 nichts gegeben, was man als einigermaßen konsistente NS-Sportpolitik bezeichnen könnte. Als die Spiele 1931 vom IOC an Berlin vergeben wurden, war die Stadt noch von der SPD regiert, zweitstärkste Kraft war die KPD. Die NSDAP hatte da noch gegen die Olympischen Spiele opponiert, dort würden nur „Franzosen, Belgier, Pollacken, Judenneger“ starten, und zwar unverschämterweise „auf deutschen Aschenbahnen“, wie es der Nazi-Propagandist Bruno Malitz ausdrückte (Malitz 1933: 23). Noch im Januar 1933 legten NSDAP-Funktionäre von 18 Hochschulen eine „Antiolympia-EntschlieÙung“ vor, völkische Studenten pflanzten als Protest kleine Eichbäumchen in die Aschenbahn des Berliner Stadions (Alkemeyer 1996: 232ff.).

Mit der Machtübernahme der NSDAP am 30. Januar begann auch die Odyssee jüdischer Sportler und Sportlerinnen – ganz gleich, ob talentierter Nachwuchs, engagierte Vereinsfunktionäre oder aktiv im Spitzensport. Die meisten sind heute vergessen: etwa der damals 13-jährige Fußballer Leo Weinstein, dem im Frühjahr 1934 mitgeteilt wurde, dass er nicht mehr in

seiner Jugendmannschaft des SV Werder Bremen spielen darf, weil er Jude ist.

Oder ein Spieler wie Walter Vollweiler aus Ulm, der noch im Frühjahr 1933 von Reichstrainer Otto Nerz zu einem DFB-Lehrgang eingeladen worden. Doch er wurde nicht in der Nationalelf eingesetzt, sondern aus dem Ulmer FV 1894 hinausgeworfen, ein Vorläuferverein des heutigen SSV Ulm. Auf der Website des SSV wird er heute noch als „unheimlich wichtig“ gelobt, weil er als 17-Jähriger in einer Saison 75 Tore erzielte (www.ssvulm1846-fussball.de/verein/geschichte, geöffnet 3.12.2023). Die Information, dass „Volle“, wie er gerufen wurde, aus dem Verein hinausgeworfen wurde, steht auf der Website nicht. Am 9. April 1934 bestritt „Volle“ sein letztes Spiel für den FV, floh wenige Wochen später nach Frankreich, wo er für den Erstligisten AS Rennes spielte und flüchtete kurz vor dem Zweiten Weltkrieg in die USA wo er im „New World Club“ Fußball spielte. Er starb 1991 in New York (Peiffer/Wahlig 2014a: 32).

Etwas bekannter ist Nelly Neppach aus Berlin. Sie war eine der besten Tennisspielerinnen der 1920er Jahre und war ihre ganze Karriere über Antisemitismus ausgesetzt. Nelly Neppach nahm sich im Mai 1933 das Leben (Förderverein 2016: 115–119).

Oder die Leichtathletin Lilli Henoch, die etliche deutsche Meisterschaften und sogar vier Weltrekorde aufstellte. Am 18. Januar 1933 wurde sie zur Vorsitzenden der Damenathletikabteilung des Berliner Sport-Club (BSC) gewählt, doch wenige Monate später, im August 1933, schmiss der BSC sie raus — weil sie Jüdin war. Die Sportlehrerin blieb in Berlin, trat dem Jüdischen Turn- und Sportclub 1905 (JTSC) bei, war als Trainerin und Funktionärin tätig. Arbeit fand sie als Turnlehrerin in der Jüdischen Volksschule in der Rykestraße, Prenzlauer Berg. Im September 1942 wurde Lilli Henoch deportiert. Kurze Zeit später wurde sie in der Nähe von Riga erschossen (Ehlert 2010; Förderverein 2016: 81ff.).

Der Leichtathlet Alex Natan aus Berlin war Sprinter und zugleich Sportjournalist. 1929 war er mit der 4x100-Meter-Staffel des SC Charlottenburg Weltrekord gelaufen. Als Journalist schrieb er unter anderem für die *Vossische Zeitung* und den *Vorwärts*. 1932 wurde er Sportredakteur der Gewerkschaftszeitung *Die Welt am Montag*. „Als Jude, Homosexueller und intellektueller Sportler“, schreibt der Historiker Kay Schiller, sei Natan der Typus des „existentiellen Außenseiters“ gewesen. 1931 warf ihn der SC Charlottenburg wegen „unpatriotischem Verhalten und schmutziger Charakterlosigkeit“ hinaus. Natan trat dem jüdischen Sportverein Bar Kochba Hakoah bei. 1933 wurde *Die Welt am Montag* verboten, Natan ging

zunächst in die Schweiz und bald nach England. Als Teil des konservativen Widerstands – von der Arbeiterbewegung, ob sozialdemokratisch oder kommunistisch, hatte er sich im Exil losgesagt – reiste er mehrmals konspirativ nach Deutschland, bis es für ihn zu gefährlich wurde. Im September 1939 wurde Natan, auch weil er schwul war, von den britischen Behörden als „feindlicher Ausländer“ interniert. Als er 1943 freigelassen wurde, bekam er eine Lehrerstelle an einem Jungengymnasium nahe Birmingham, wo er die folgenden 24 Jahre blieb. Parallel dazu war Natan wieder als Journalist tätig, vor allem für Sport aber auch zu anderen Themen, auch für deutsche Zeitungen. Heinz Alex Natan starb 1971 in London (Schiller 2022).

Diese Geschichten stehen hier nur beispielhaft, es gibt ihrer zu viele. Keine von ihnen zeugt von irgendeiner Zurückhaltung, die das Naziregime gegenüber dem Sport hätten walten lassen. Einzig mit Blick auf das konkrete Ziel der Olympischen Spiele 1936 orientierte sich die NSDAP ab 1933 weg von ihrer völkisch begründeten Antiolympia-Haltung. Strategen wie Joseph Goebbels, Gauleiter in Berlin und Reichspropagandaleiter der NSDAP im ganzen Reich, ab März auch Propagandaminister, erkannten die Möglichkeiten, die sich dank Olympia dem jungen NS-Regime boten.

Da war zum Ersten der vergrößerte diplomatische Spielraum, wenn die Welt im Winter und im Sommer 1936 auf Deutschland schauen sollte und nolens volens das Großereignis akzeptieren musste. Schon seit 1928 und 1932, den Spielen in Amsterdam und Los Angeles, hatte sich angedeutet, dass Olympia immer mehr zu einem Weltereignis avancierte und dass in immer größerem Umfang Nationalstaaten die Finanzierung übernahmen – nicht zuletzt, um sich in der internationalen Politik zu präsentieren.

Das war zum Zweiten die Möglichkeit, die Olympiastädte Garmisch-Partenkirchen – zwei unabhängige Marktgemeinden, die erst im Hinblick auf Olympia 1935 organisatorisch zu einer Stadt vereinigt wurden – und Berlin infrastrukturell zu modernisieren. Nicht nur Sportstätten und das Olympische Dorf wurden gebaut, auch das Berliner S-Bahnnetz wurde vergrößert, die Nordsüd-Teilstrecke bis Unter den Linden wurde errichtet und Straßen wurden erweitert.

Zum Dritten bot sich die Möglichkeit einer besonderen Art der Selbstdarstellung, wie es in Italien das faschistische Regime schon vorgemacht hatte: Gezielt wurden hier Spitzensportler staatlich gefördert, die dann bei Olympischen Spielen, der 1930 erstmals ausgetragenen Fußballweltmeisterschaft, beim Profiboxen, der Tour de France oder dem Giro d'Italia eine angebliche Überlegenheit Italiens demonstrieren sollten. Der italienische Fußball erlebte seine entscheidenden Modernisierungen während und dank

der faschistischen Herrschaft, etwa die Einführung des Profits und die Gründung der Serie A, der ersten Fußballliga Italiens (Gilgen 2020: 63). Bei den Olympischen Spielen 1928 wurde Italien Fünfter der so genannten Nationenwertung, 1932 waren die „Mussolini Boys“, wie das Team in Los Angeles genannt wurde, schon Zweiter. Eine auch körperliche Überlegenheit der „Arier“ zu beweisen, war dem deutschen NS ebenfalls ein wichtiges Anliegen, wobei auch hier laviert werden musste: Der NS-Staat finanzierte Training und Vorbereitung der deutschen Athletinnen und Athleten für Berlin 1936 und geriet damit in Konflikt mit dem Amateurstatut. Das IOC hatte das bemerkt und untersuchen lassen, allerdings folgenlos. Dass aber sogar die Wehrmacht Sportler ausbildete und finanzierte, war nicht einmal Gegenstand einer IOC-Untersuchung. Die Interessen des IOC an einer guten Zusammenarbeit mit dem NS-Staat waren ähnlich groß wie das Interesse des neuen Regimes an einem guten Verhältnis zum IOC – ein Schulterchluss zu beider Nutzen (Llewellyn/Gleaves 2016: 83ff.).

Und zum Vierten schließlich boten die Olympischen Spiele das, was unter „Schöner Schein“ subsummiert wird: die Möglichkeit, sich als friedlicher, normaler Staat zu präsentieren, der keinesfalls einen Weltkrieg und den Völkermord am europäischen Judentum vorbereitete.

Auf die Sportpolitik, genauer: auf das Verhältnis des jungen NS-Regimes zum aristokratisch strukturierten IOC, hatte diese Konstellation Auswirkungen. Der Rauswurf von Juden und Jüdinnen aus den sich nun schnell als arisch verstehenden deutschen Sportvereinen setzte zwar bald nach der politischen Machtübernahme der Nazis ein, nämlich im Frühjahr 1933, aber er erfolgte explizit nicht auf Geheiß der neuen Machthaber. Es gab keine staatliche Anordnung, sondern die Vereine und Verbände handelten freiwillig (Peiffer/Wahlig 2012: 27–52; Peiffer/Wahlig 2017: 122ff.; Bernett 1978: 16–37). Der Bund Deutscher Radfahrer (BDR) beispielsweise hatte bereits am 9. April 1933 „den Arierparagraphen für Bundesmitglieder in leitenden Stellen als verbindlich beschlossen“ (zit. n. Peiffer/Wahlig 2017: 133) — eine vergleichsweise zurückhaltende Formulierung. Am 16. April 1933 veröffentlichte der BDR bereits ein „Gelöbnis“, er wolle „alle deutschstämmigen Radfahrer unter einem Banner [...] vereinigen“ (zit. n. Peiffer/Wahlig 2017: 136). Der Deutsche Skiverband beschloss im April/Mai 1933, dass „Neuaufnahmen von Rassefremden“ unterbleiben müssen und dass diese von Vorstandsfunktionen „grundsätzlich ausgeschlossen“ seien (Peiffer/Wahlig 2017: 126). Der Deutsche Fußballbund verkündete am 19. April 1933, „Angehörige der jüdischen Rasse, wie auch Personen, die sich in der marxistischen Sportbewegung herausgestellt haben“ seien als Funktionäre „nicht

tragbar“ (zit. n. Peiffer/Wahlig 2017: 140). Alle Sportverbände, ohne Ausnahme, waren dabei. Alle erklärten, entweder keine jüdischen Funktionäre mehr zu dulden, nur noch arische Sportler und Sportlerinnen aufzunehmen oder gleich alle Juden und Jüdinnen hinauszuerwerfen. Und Verbände wie der Deutsch-Österreichische Alpenverein (DÖAV) oder die Deutsche Turnerschaft, in denen etliche Vereine schon seit Anfang oder Mitte der 1920er Jahre einen „Arierparagraf“ in der Satzung hatten, verschärfen die Gangart noch. (Wahlig 2015: 44ff.)

Vergleichsweise spät, am 28. April 1933, berief das NS-Regime mit dem SA-Obergruppenführer Hans von Tschammer und Osten einen Reichssportkommissar und begann erst ab diesem Zeitpunkt eine eigenständige Sportpolitik. Ab Juli nannte sich Tschammer Reichssportführer, er war im Rang eines Staatssekretärs im Innenministerium angesiedelt. Bemerkenswert war, dass Tschammer die Vereine vor einem zu schnellen Ausschluss jüdischer Mitglieder warnte. Im Juni 1933 sagte er in einer Rede vor Sportfunktionären:

„Besondere Aufmerksamkeit verlangt auch die Behandlung der arischen Frage. Ganz plötzlich hat die Deutsche Turnerschaft mit unerwarteter Schärfe durchgegriffen, plötzlich – aber früher sprach man dort ganz anders darüber. Ich stehe auf dem Standpunkt, auch die Behandlung dieser Frage etwas diplomatischer zu besorgen. Gelingt das nicht, dann wollen wir schweigen über diese Frage. Überhitzte Temperamente mögen mich verschonen, denen verschließe ich die Türe.“ (zit. n.: Peiffer/Heinrich 2019: 42).

Es lässt sich konstatieren, dass es einen tief sitzenden Antisemitismus im bürgerlichen Sport gab, der nur darauf gewartet zu haben schien, seine Juden und Jüdinnen hinauszuerwerfen. Das ist gerade mit Blick auf säkulare oder zum Christentum konvertierte Juden und Jüdinnen bemerkenswert, für die ihr Judentum nicht existierte oder keine Bedeutung hatte und die sich ihren Mitsportlern und -sportlerinnen auch nicht als jüdisch vorgestellt hatten. „Nach 1933 hat die Mehrheit in den Vereinen oft sehr genau gewusst, wer Jude ist und nach ihrer Vorstellung raus muss“, sagt der Sporthistoriker Lorenz Peiffer (Peiffer 2012a).

Die Zurückhaltung der NS-Sportpolitik, ihre antijüdische Politik auch im Sport umzusetzen, eröffnete auch Freiräume, die freilich kaum genutzt wurden. Nur sehr vereinzelt finden sich Berichte über Sportvereine, die sich dem Regime nicht freiwillig unterordnen wollten. Im Bereich des DÖAV etwa wurde bislang nur von einer Sektion, Düren im Rheinland,

berichtet, wo der Vorsitzende sich im Dezember 1933 an die Verbandsspitze gewandt hatte, er wolle nicht zum „Führer“ der Sektion ernannt werden, sondern weiter, wie seit 25 Jahren, Vorsitzender bleiben. Die Antwort: „Wenn Sie glauben, sich den neuen Verhältnissen nicht anpassen zu müssen, so wird sich eine Reihe von Schwierigkeiten ergeben können.“ Das Wort „können“ war mit der Hand durchgestrichen. In einem anderen Fall wollte die DÖAV-Sektion Schwerin 1935 elf christliche Mitglieder, die dem Regime als Juden galten, nicht ausschließen. Opportunistisch rechnete die Sektion vor, das seien doch „nur 0,0104 % sogenannte Nichtarier“ in der Mitgliedschaft, aber die Hauptverwaltung erklärte, es komme „in Auswirkung der Nürnberger Gesetze nicht auf den Prozentsatz der Juden an“. Wesentlich mehr an widerständigem Verhalten von bürgerlichen Verbänden und Vereinen lässt sich nicht vermelden (Krauss 2013: 131).

Umso bemerkenswerter war da die Meldung vom Mai 1935 im *Israelitischen Familienblatt* über ein Frauenhandballspiel: Der Jüdische Turn- und Sportclub Berlin 05 (JTSC) hatte eine Partie gegen den Berliner Meister, den Polizeisportverein Berlin (PSV), ausgetragen. Der PSV war nur mit neun Spielerinnen angereist, weshalb zwei jüdische JTSC-Sportlerinnen beim PSV aushalfen. Solche Spiele, wenn sie denn nicht im regulären Ligabetrieb stattfanden, waren im Vorfeld der Sommerspiele 1936 durchaus legal. Was die NS-Presse jedoch nach diesem Spiel in Wallung brachte, war die sportliche Selbstverständlichkeit, dass Spielerinnen des Gastgebers in die Gastmannschaft gewechselt waren. Das Hetzblatt *Der Stürmer* schrieb, es sei „der krasse Fall, dass fremdrassige Weiber in den Reihen der deutschen Frauen standen“. Der angegriffene PSV-Vereinsführer versicherte, er habe „wegen Mangel an völkischem Empfinden die Damenabteilung des PSV kurzerhand aufgelöst“ und sie mit lebenslanger Wirkung aus dem Verein geworfen (Peiffer 2012b).

Vor 1933 war die jüdische Sportbewegung in Deutschland nicht nennenswert stark gewesen. 25 Makkabi-Vereine mit etwa 8.000 Mitgliedern hatte es gegeben. Mit dem Deutschen Makkabi-Kreis konkurrierte der 1919 gegründete der Sportbund „Schild“ des Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten (RjF), der etwa 7.000 Mitglieder in 90 Vereinen hatte (Friedler 1998: 9; Schilde 1989). Daneben gab es noch jüdisch-neutrale Sportvereine, die sich in den bürgerlichen Sport einbringen wollten, oft aber wegen Antisemitismuserfahrungen doch lieber in einer eigenen Organisation mit beispielsweise einer eigenen Fußballliga zusammenkamen: VINTUS, der Verband jüdisch-neutraler Turn- und Sportvereine, wurde 1925 gegründet. (Peiffer/Heinrich 2019: 24–32). Jüdischer Arbeitersport, wie er etwa im

Nachbarland Polen in großem Umfang in den Verbänden Hapoel und Morgnshtern betrieben wurde, fand sich in Deutschland nur sehr vereinzelt.

Während Juden und Jüdinnen gleich im Jahr 1933 aus den bürgerlichen Vereinen ausgeschlossen wurden, durften die jüdischen Vereine von Makkabi und Schild weiter existieren. Die wenigen Vereine, die bürgerlichen deutschen Verbänden angehörten, wurden dort jedoch auch hinausgeworfen (Wahlig 2015: 58ff.).

Von „völliger Kopflosigkeit und Direktionslosigkeit“, die 1933 bei jüdischen Vereinen geherrscht habe, berichtet der damalige Makkabi-Funktionär Robert Atlasz. Teils bauten die Vereine in Eigenregie neue Sportplätze, leere Fabrikhallen oder Tanzsäle wurden gekauft und zu Turnhallen umgestaltet (Atlasz 1977: 111 f.). Tatsächlich glaubten einige Funktionäre, sie stünden am Anfang eines Booms jüdischen Sports. Nach 1933 wuchs die Zahl bei Makkabi und Schild auf 350 Vereine mit 50.000 Mitgliedern.

Die teils sehr heftig ausgetragene Konkurrenz zwischen Makkabi und Schild ging auch nach 1933 weiter (Wahlig 2015: 140ff.). Der Vorsitzende der Zionistischen Vereinigung für Deutschland, Kurt Blumenfeld, sah im Wachsen von Makkabi das Entstehen eines „Prellbocks gegen Assimilation“, und der „Schild“-Vorsitzende Leo Löwenstein schrieb im Mai 1933 sogar einen Brief an Adolf Hitler, das neue Regime solle doch alle jüdischen Vereine auflösen und einen gemeinsamen neuen Verband gründen — unter Leitung seines RjF. Noch im Juni 1934 verhängte Makkabi einen Unvereinbarkeitsbeschluss mit Schild (Friedler 1998: 70ff). Umstritten war, ob die Vereine auch die heimatlos gewordenen Arbeitersportler aufnehmen sollten: Zunächst gab es eine „absolute Aufnahmesperre“, wie es die *Jüdische Rundschau* nannte, doch schon ab Mai 1933 öffneten sich die Makkabi-Vereine auch Arbeitersportlern (Friedler 1998: 9; Schilde 1989).

Um die Konflikte zu befrieden, gründete sich 1934 ein Reichsausschuss jüdischer Sportverbände, in dem Makkabi und Schild gemeinsam arbeiteten und der von der NS-Regierung anerkannt wurde. Im September 1934 schrieb Reichssportführer von Tschammer und Osten, dass der Reichsausschuss die „alleinige Vertretung des jüdischen Sports in Deutschland“ sei. „Alle Verhandlungen über den jüdischen Sport in Deutschland werde ich nur mit dieser Organisation führen“ (zit. n. Wahlig 2015: 144).

Zuvor, im Juli 1934, gab die Reichssportführung „Richtlinien zum Sportbetrieb von Juden und sonstigen Nichtariern“ heraus. Die Bildung von jüdischen Sportvereinen wurde explizit als zulässig bezeichnet. Weiter hieß es: „Es bestehen keine Bedenken dagegen, dass die Vereine des Reichsbundes

für Leibesübungen, Trainings- und Gesellschaftsspiele sowie sonstige Wettkämpfe gegen die oben bezeichneten Vereine austragen.“ Auch einer Nutzung öffentlicher Sportstätten stehe „nichts im Wege, sofern die Anlagen von den Schulen, den Sportvereinen des Reichsbundes für Leibesübungen und den nationalen Verbänden nicht benötigt werden.“ (zit. n. Peiffer/Wahlig 2014b: 260f.)

Für die Motivation des NS-Führung, sich derart um den jüdischen Sport zu kümmern, spielten die Olympischen Spiele 1936 eine besondere Rolle. Im September 1935 gab das Reichsinnenministerium eine ausführliche Stellungnahme ab, „betreffend Beteiligung von Juden an den Olympischen Spielen“. Da wurde versichert, dass „ein grundsätzlicher Ausschluss“ nicht erfolgen werde. (zit. n. Peiffer/Wahlig 2017: 8–10).

Das NS-Regime hatte große Angst vor möglichen Boykotten, wie sie vor allem in den USA diskutiert und gefordert wurden. Nicht mit Berlin abgesprochene Aktionen wie die des Garmischer NSDAP-Kreisleiters, Hans Hartmann, der 1935 die Bevölkerung aufgefordert hatte, „alles Jüdische“ aus der Stadt zu entfernen, gingen den auf den schönen Schein fixierten Veranstaltern gegen den Strich (Bernett 1971: 61). Karl Ritter von Halt, Mitglied im IOC seit 1929, der NSDAP seit 1933, Mitglied des exklusiven Freundeskreis Reichsführer SS und ab 1944 kommissarischer Reichssportführer, warnte im Mai 1935 in einem Brief, die Propaganda dürfe nicht so weit gehen, dass die Bevölkerung „wahllos jeden jüdisch Aussehenden angreift und verletzt“, denn dann, so Halt weiter, „können die Olympischen Spiele in Berlin nicht durchgeführt werden, da alle Nationen ihre Meldung zurückziehen werden“. Halt legte in dem Brief großen Wert darauf, dass er diese Sorgen nicht äußert, „um den Juden zu helfen, es handelt sich ausschließlich um die Olympische Idee und um die Olympischen Spiele“ (zit. n. Mattausch 1983: 135f.).

Für die Zeit während der Sommerspiele in Berlin etwa gab es wie gesagt Anweisungen, dass das Hetzblatt *Der Stürmer* nicht an Kiosken verkauft werden durfte. Der Presse wurde die Weisung erteilt, „Berichte über Rassenschande-Prozesse auf ein Mindestmaß“ zu beschränken (Krauss 2016). Auch beispielsweise die bereits in Berlin im Juli 1935 verhängten Badeverbote wurden zurückgenommen. Die Gestapo schrieb: „Mit Rücksicht auf die Olympiade 1936 soll z. Zt. noch davon abgesehen werden, in den städtischen Freibädern Schilder anzubringen, durch die Juden der Besuch der städtischen Freibäder verboten wird.“ Das hieß jedoch nicht, dass Juden und Jüdinnen hätten schwimmen dürfen: „Der Badebetrieb wird aber in Zukunft durch Streifen überwacht, die – mit besonderen Ausweisen versehen – berechtigt

sind, bei ordnungswidrigem Verhalten Juden sofort aus dem Freibad hinauszweisen. Bei städtischen Hallenbädern sollen dagegen Juden schon an der Kasse zurückgewiesen werden.“ (zit. n. Teichler 2010: 118)

Das NS-Regime wollte sehr wohl Juden und Jüdinnen ausgrenzen, nur wollte es international nicht als antisemitisch wahrgenommen werden. In der lokalen Sportpolitik, die nicht im Fokus internationaler Betrachtung lag, wurden jüdische Vereine nur widerwillig geduldet. Ihnen wurden bestenfalls Sportstätten am Stadtrand zugewiesen, in einem Fall in Leipzig musste der Schild-Verein sogar eine blickdichte Mauer um den Platz ziehen, damit die Anwohner nicht von den Juden gestört würden (Peiffer/Wahlig 2014b: 262, Fn. 38). Und in den 1935 vorgelegten Richtlinien über jüdische Olympiateilnehmer und -teilnehmerinnen im deutschen Team hieß es etwa, dass „keinesfalls etwa eine Verpflichtung übernommen worden sei, für eine jüdische Beteiligung innerhalb der deutschen Olympiamannschaft Sorge zu tragen“. Letztlich werde der Reichssportführer „auf Grund der Leistungsprüfungen in allen Sportarten diejenigen Spieler deutscher Staatsangehörigkeit auszusuchen, die für die olympische Mannschaft in Frage kommen“. Dann hieß es da noch: „Für die als veranlagt gemeldeten jüdischen Sportler und Sportlerinnen sind besondere Olympia-Förderkurse durchgeführt worden.“ (zit. n. Peiffer/Wahlig 2017: 8–10).

Zwei dieser angekündigten separaten Lehrgänge für Juden und Jüdinnen, die eben nicht an den Trainingsmaßnahmen der übrigen deutschen Mannschaft teilnehmen durften, hatte es 1935 tatsächlich gegeben – im badischen Ettlingen und in der Sportschule Wilhemshöhe. Gretel Bergmann, Weltklassehochspringerin aus Laupheim nahe Ulm, war dort ebenso wie der Zehnkämpfer Paul Yogi Mayer und die Kugelstoßerin Ingeborg Mello. Insgesamt war von 21 jüdischen Olympiakandidaten die Rede (Wahlig 2017: 151; Schäfer 2016: 70f; Atlas 1977: 115; Tobias 2022). Die besten sportlichen Perspektiven für die Olympischen Spiele hatte Bergmann. 1936 sollte sie mit 1,60 Meter deutschen Rekord springen. Doch zwei Wochen vor den Spielen wurde ihr vom Deutschen Reichsbund für Leibesübungen, Fachamt Leichtathletik, mitgeteilt, dass sie kaltgestellt wurde. Sie habe ja „auf Grund der in der letzten Zeit gezeigten Leistungen wohl selbst nicht mit einer Aufstellung gerechnet“, hieß es mit Datum vom 16. Juli 1936 (zit. n. Bergmann 2015: 177). Ihren Teamkolleginnen wurde mitgeteilt, Bergmann sei „verletzt“. Bergmann, die schon ab 1934 in London lebte und nur für die Aussicht auf eine Olympiateilnahme zurückgekommen war, emigrierte in die USA, wo sie 2017 im Alter von 103 Jahren starb (Braun 2010; Bergmann 2015; Wahlig 2017: 152f.).

Schon die Bedingungen bei den Ausscheidungswettkämpfen waren für die jüdischen Sportler und Sportlerinnen belastend. Der Makkabi-Funktionär Robert Atlasz erinnert sich:

„Die Atmosphäre auf dem Sportplatz war unerträglich. Bei Beginn des Meetings verkündete der Ansager, dass auf Anordnung des Reichssportführers und im Hinblick auf die bevorstehenden Olympischen Spiele einige jüdische Athleten an diesem Sportfest teilnehmen dürften, um ihre Leistungen zu prüfen. Es wimmelte auf dem Platz und im Zuschauerraum von Naziuniformen aller Art, und hämische Rufe waren verschiedentlich zu hören. Es war unter diesen Umständen nicht verwunderlich, daß unsere Athleten nicht an ihre besten Leistungen anknüpfen konnten und ausschieden. Eine zweite Gelegenheit wurde ihnen nicht mehr gegeben.“ (zit. n. Wahlig 2017: 151 f.)

An den Olympischen Sommerspielen nahm im deutschen Team nur eine Sportlerin teil, die von den Nazis als nichtarisch bezeichnet wurde: die Weltklassefechterin Helene Mayer. In der Naziterminologie galt die Tochter eines im „Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“ engagierten Offenbacher Arztes als „Halbjüdin“. 1928 war sie Olympiasiegerin geworden, und seit 1932 lebte sie in den USA. Mit einem Stipendium des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD), vermittelt durch den Olympiafunktionär Theodor Lewald, war sie nach Kalifornien gekommen, um sich auf die Olympischen Spiele in Los Angeles vorzubereiten. Lewald selbst galt auch als „Halbjude“, aber das IOC-Mitglied war der NS-Sportführung mit seinen internationalen Verbindungen zu wichtig, als dass man ihn hätte absetzen können. 1938 wurde er kaltgestellt.

Mayer war im April 1933 aus ihrem Offenbacher Fechtclub hinausgeworfen worden, im Juni 1933 strich der DAAD ihr das Stipendium, ein US-College sprang ein. Im April 1934 hatte die *New York Times* nach einer eventuellen Teilnahme an den Spielen 1936 gefragt. „Ich werde es versuchen“, lautete ihre Antwort. Tatsächlich erkannte das NS-Regime Mayer und ihren Brüdern im Dezember 1935 wieder die deutsche Staatsbürgerschaft zu, die ihnen im Gefolge der Nürnberger Gesetze aberkannt worden waren. Helene Mayer erklärte – oder musste erklären –, dass sie „mit jüdischen Kreisen nichts zu tun haben will und sich in keiner Weise als Jüdin ansieht und angesehen wissen will“. Sie fügte sich in jeder Hinsicht dem NS-Regime. Bei ihrer Siegerehrung zeigte sie sogar den Hitlergruß. Aber nach den Spielen ging sie zurück in die USA, auch wenn sie 1937 bei der Fecht-WM in Paris für Deutschland startete und siegte. 1940 wurde sie US-Staatsbürgerin,

kehrte gleichwohl 1952 nach Deutschland zurück, heiratete und starb 1953 im Alter von 42 Jahren an Krebs. An ihrem Grab sprach ausgerechnet Karl Ritter von Halt (Braun 2009; Kluge 2011).

Noch um einen weiteren jüdischen Sportler, den sie dem Ausland präsentieren wollte, hatte sich die NS-Führung bemüht. Alfred Flatow war als Ehrengast zu den Spielen nach Berlin eingeladen, denn er war erster deutscher Olympiasieger: Bei den Spielen 1896 in Athen war Alfred Flatow mit der Turnmannschaft am Reck und am Barren Erster geworden, im Einzel am Barren auch, und im Einzel am Reck wurde er Zweiter. Keine sechs Jahre später, im April 1942, wurde Flatow in das KZ Theresienstadt deportiert, denn er war Jude, im Dezember 1942 verhungerte er dort 73-jährig (Pfister/Steins 2005: 8; Förderverein 2016: 74ff.).

Ein Beispiel wie das von Gretel Bergmann zeigt, dass die NS-Führung trotz aller angeblichen Zurückhaltung vor dem Willen des IOC, zu keinem Zeitpunkt von ihrer „Judenpolitik“ lassen wollte, und die frühe „Arisierung“ des deutschen Sports zeigt, dass dieser antisemitische Ausschluss von der Mehrheitsgesellschaft durchaus gewollt war. Nur um einen eventuellen und zwischenzeitlich durchaus wahrscheinlichen Boykott der Olympischen Spiele durch die starke Mannschaft der USA zu verhindern, war das Regime zu Zugeständnissen bereit. Diese aber zog es, sobald sich eine Chance bot, schnell wieder zurück. Der Brief, in dem die Reichssportführung Gretel Bergmann ihren Rauswurf mitteilte, wurde ihr einen Tag nach Abreise der amerikanischen Delegation nach Berlin zugestellt, als kein Boykott mehr drohte. (Wahlig 2017: 153)

Jüdische Sportler und Sportlerinnen waren gleichwohl bei den Olympischen Spielen am Start. Der Fechtwettbewerb, bei dem Helene Mayer Silber gewann, wurde von Ilona Elek aus Ungarn gewonnen, Dritte wurde Ellen Preis aus Österreich — alle waren Jüdinnen. Der Hochsprungwettbewerb, an dem Gretel Bergmann nicht teilnehmen durfte, wurde von Ibolya Csák aus Ungarn gewonnen, auch sie eine Jüdin (Goldblatt 2016: 181f.).

Die Spiele selbst waren der NS-Führung derart wichtig, um sich der Welt zu präsentieren, dass mit allen repressiven Mitteln versucht wurde, Störungen zu verhindern. Schon kurz vor den Spielen war Berlin etwa „zigeunerfrei“ gemacht worden. Das bedeutete, dass Ende Mai 1936 in Folge eines „Landfahndungstags nach Zigeunern“ etliche Familien auf einen „Rastplatz“ im Bezirk Marzahn gebracht wurden. Mitte Juli wurden dann weitere 600 Sinti und Roma verhaftet und nach Marzahn transportiert. In dem Lager wurden 130 Familien untergebracht, für sie gab es nur drei Wasserhähne und zwei Toiletten. Die Deportation der Familien fand in aller

Öffentlichkeit statt, auf Pferdespannwagen oder auf Tiefladern wurden die Menschen abtransportiert. Der *Berliner Lokalanzeiger* titelte zustimmend: „Berlin ohne Zigeuner“. Bald wurde ein Stacheldraht um das Lager gezogen, der Rassentheoretiker Gerhard Stein nahm anthropologische Messungen vor, aufgrund derer er später in einer Fachzeitschrift „die Wildheit und Zügellosigkeit des zigeunerischen Wesens“ zeigen und nachweisen wollte, dass „die Bastarde allgemeingefährlich und von Natur aus Verbrecher sind“. Aus dem „Zigeuner-Rastplatz“ Marzahn wurden später viele Sinti und Roma in Vernichtungslager deportiert (Milton 1995).

Auch im Olympischen Dorf und auf den Wettkampfstätten war der NS-Staat aktiv. „Alle Teilnehmer wurden durch die Gestapo sorgfältig überwacht“, heißt es in einem Bericht der Geheimen Staatspolizei über die Olympiasportler- und -sportlerinnen (zit. n. Jahnke 1972: 51). Im Postamt Berlin-Charlottenburg waren zwei Sonderkommandos zum Kontrollieren der Post eingesetzt (Mattauch 1983: 143). Auch im Olympischen Dorf war die Gestapo mit ihren Spitzeln und Denunzianten aktiv: Drei brasilianische Olympiateilnehmer wurden beispielsweise verhaftet, weil sie antifaschistische Gespräche führten. Von einem schwedischen Trainer wurde berichtet, er habe gegen Hitler gesprochen und die Sowjetunion gelobt. Kritisch angemerkt wurde in den Gestapo-Berichten, dass beispielsweise ein griechischer Olympiateilnehmer in der Potsdamer Gaststätte „Hubertusquelle“ nicht bedient wurde, weil er jüdisch ausgesehen habe. Der „schöne Schein“ sollte während der Spiele nicht gefährdet werden (Jahnke 1972: 56).

Nach den Spielen jedoch legte das NS-Regime auch gegenüber jüdischen Sportlern, Sportlerinnen und ihren Verbänden jede Zurückhaltung ab. Die Spiele waren ein enormer Erfolg für das Regime gewesen, sie hatten sozusagen ihren Zweck erfüllt. Zwischen April und Juni 1937 wurden sämtliche jüdischen Veranstaltungen in Deutschland verboten, was auch den Sport traf, der bislang von solcherlei Anweisungen ausgenommen war. In der Schlussphase der Saison 1936/37 mussten plötzlich die jüdischen Verbände ihren Spielbetrieb für zwei Monate aussetzen (Wahlig 2017: 163f.).

Die juristischen Vorschriften von 1934 und 1935 zur Behandlung des jüdischen Sports waren allerdings zunächst noch in Kraft. Erst im August 1938 gab die Gestapo „in Einvernehmen mit dem Reichssportamt“ neue Richtlinien heraus, die die Gangart verschärften. „Faktisch liefen diese Bestimmungen auf eine vollständige Entmündigung der jüdischen Sportvereine hinaus“, kommentiert der Sporthistoriker Henry Wahlig. In Kraft treten sollten sie am 1. Januar 1939, doch die Novemberpogrome 1938 machten der letzten noch so schikanösen Duldung ein Ende. Gegen alle jüdischen

Vereine wurde im Dezember 1938 ein Betätigungsverbot verhängt (Wahlig 2017: 165ff.).

So ganz hatten freilich die Olympischen Spiele noch nicht ausgedient. Das IOC war von der organisatorischen Leistung und der Inszenierung der Spiele durch Carl Diem, Albert Speer und anderen völlig begeistert. Der NS-Organisation „Kraft durch Freude“ wurde die Pierre-de-Coubertin-Medaille verliehen, und Carl Diem sollte in Berlin ein Internationales Olympisches Institut aufbauen (Llewellyn/Gleaves 2016: 94). Der belgische Präsident des IOC, Henri de Baillet-Latour, überlegte im März 1939 zudem, die Olympischen Winterspiele 1940 statt, wie geplant, in der Schweiz wieder in Garmisch-Partenkirchen stattfinden zu lassen und bat Berlin darum, eine „Entscheidung des Führers herbeizuführen“ (zit. n. Bernett 1971: 75). Die NS-Führung zeigte sich durchaus offen und legte sich bereits eine neue Strategie gegen eventuelle Boykotte zurecht: Die besten Skiläufer der Welt sollten — entgegen der damals noch herrschenden Amateurrichtlinien — auf Kosten des Dritten Reichs eingeladen werden (Bernett 1971: 78). Offensichtlich war ein „schöner Schein“, der von den Repressionen gegen die jüdische Bevölkerung ablenken sollte, zu diesem Zeitpunkt nicht mehr prioritär. Da zu diesem Zeitpunkt, seit März 1939, die Tschechoslowakei (CSR) bereits vom NS-Regime zerschlagen worden war, sorgte sich das IOC lediglich, ob nicht vielleicht das Nationale Olympische Komitee (NOK) der CSR noch bis kurz nach den Winterspielen weiter existieren könne. Das IOC bat sogar darum, „der Führer“ solle doch bitte das Flaggen- und Hymnenproblem lösen. Hitler sprach sich gegen ein tschechoslowakisches NOK aus, da das ein „Sammelbecken aller im Ausland lebenden, dem Protektorat Böhmen und Mähren feindlich gesinnten Tschechen werden“ könnte. Nach einer Niederlage eines deutschen Eishockeyteams gegen ein tschechisches im Jahr 1940 — offiziell „Deutschland vs. Protektoratsauswahlmannschaft“ — tobte Joseph Goebbels: „Der Deutsche muss in jedem Falle mit der Überlegenheit, die dem Herrenvolk zusteht, in Erscheinung treten“ (Bernett 1971: 112ff.). Die Olympischen Winterspiele 1940 wurden wegen des Zweiten Weltkriegs abgesagt.

Fazit

Im deutschen Sport nach 1933 gab es zu keinem Zeitpunkt eine Auszeit vom Antisemitismus, auch nicht vor oder während der Olympischen Spiele in Berlin oder in Garmisch-Partenkirchen. Was es gab, war eine etwas

zurückhaltendere, eine ein klein bisschen diplomatischere Politik, die den Antisemitismus nicht ganz so deutlich aufscheinen lassen wollte, die aber da, wo nicht so genau hingeschaut wurde, sehr wohl schikanös war. Das Kaschieren des offenen Judenhasses geschah vor allem mit Rücksicht auf befürchtete Boykotte oder andere Interventionen, vor allem der USA. Bis 1936 lässt sich also als Besonderheit des Sports im NS lediglich ein vermindertes Tempo der Ausgrenzung, Entrechtung und Diskriminierung der jüdischen Bevölkerung konstatieren. Das ist nicht nur Ergebnis jüngerer Forschung, das war auch 1936 schon die Einschätzung der *Deutschland-Berichte* der SPD:

„In der Weltöffentlichkeit herrschte die Auffassung, dass vor und während der Olympiade der Terror gegen die Juden eingestellt, dass den Juden aus Propagandagründen eine Atempause gewährt worden sei. Selbst diese Hoffnung hat getrogen.“ (Deutschland-Berichte 1936: 973)

Traurig ist, dass diese beschriebene und zu Recht kritisierte Auffassung nach wie vor vorherrscht: dass nämlich auch heute noch weite Teile von Gesellschaft und Politik im Sport dann etwas Gutes und die Zivilisation Förderndes erblicken, wenn er von NS-Deutschland im Schulterchluss mit dem IOC organisiert wurde und wenn Juden nicht oder nur kaum mitmachen durften.

Literatur

- Alkemeyer, Thomas 1996: Körper, Kult und Politik. Von der „Muskelreligion“ Pierre de Coubertins zur Inszenierung von Macht in den Olympischen Spielen 1936. Frankfurt/New York.
- Atlasz, Robert 1977: Barkochba. Makkabi-Deutschland 1898–1938. Herausgegeben im Auftrag der Vereinigung ehemaliger BarKochbaner-Hakoahner. Tel Aviv.
- Bahro, Berno/Jutta Braun/Hans Joachim Teichler (Hg.) 2010: Vergessene Rekorde. Jüdische Leichtathletinnen vor und nach 1933. Berlin.
- Bauer, Theresia/Elisabeth Kraus/Christiane Kuller/Winfried Süß (Hg.) 2009: Gesichter der Zeitgeschichte. München 2009: Oldenbourg.
- Becker, Frank /Ralf Schäfer (Hg.) 2014: Die Spiele gehen weiter. Profile und Perspektiven der Sportgeschichte. Frankfurt/New York.
- Bergmann, Gretel 2015: „Ich war die große jüdische Hoffnung“. Erinnerungen einer außergewöhnlichen Sportlerin (2. Auflage). Ubstadt-Weiher.
- Bernett, Hajo 1971: Sportpolitik im Dritten Reich. Aus den Akten der Reichskanzlei. Schorndorf.

- Bernett, Hajo 1978: Der jüdische Sport im nationalsozialistischen Deutschland 1933–1938. Schorndorf.
- Blecking, Diethelm/Lorenz Peiffer (Hg.) 2012: Sportler im „Jahrhundert der Lager“. Profiteure, Widerständler und Opfer. Göttingen.
- Braun, Jutta 2009 : Helene Mayer. Eine jüdische Sportlerin in Deutschland, in: Bauer u. a. 2009: 85–102.
- Braun, Jutta 2010: Gretel Bergmann, in: Bahro u. a. 2010: 89–99.
- Deutschland-Berichte 1936 – Deutschland-Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Sopade), Dritter Jahrgang 1936. Salzhausen und Frankfurt (Reprint 1980).
- Ehler, Martin-Heinz 2010: Lilli Henoch, in: Bahro u. a. 2010: 65–75.
- Eisenberg, Christiane 1999: „English Sports“ und deutsche Bürger. Eine Gesellschaftsgeschichte 1800–1939. Paderborn.
- Förderverein Blindes Vertrauen 2016: Verdrängt Verfolgt Vergessen. Berliner Juden im Sport vor und nach 1933. Berlin.
- Friedler, Eric 1998: Makkabi Chai, Makkabi Lebt. Die jüdische Sportbewegung in Deutschland 1898–1998 (unter Mitarbeit von Barbara Siebert). Wien/München.
- Gilgen, David 2020: Fußball im Faschismus – Faschistischer Fußball? Nationalismus, Kapitalismus, Identität und die Charta von Viareggio, in: *SportZeiten*, Nr. 1: 55–63.
- Goldblatt, David 2016: The Games. A Global History of the Olympics. London.
- Jahnke, Karl Heinz 1972: Gegen den Missbrauch der olympischen Idee 1936. Sportler im antifaschistischen Widerstand. Frankfurt.
- Kluge, Volker 2011: Die „Neue Frau“ und der Mythos Helene Mayer, in: *Sonderheft 2011 der Internationalen Motivgruppen Olympiaden und Sport e. V. zum Jahreskongress in Frankfurt/Main: 74–87*. <https://www.imos-online.net/Download/2020/SH2011-neueFrau.pdf>. geöffnet, 3.12.2023).
- Krauss, Martin 2013: Der Träger war immer schon vorher da. Die Geschichte des Wanderns und Bergsteigens in den Alpen. München/Zürich.
- Krauss, Martin 2016: Das Bild von den schönen Spielen, in: *die tageszeitung (taz)*, 30./31.7.
- Llewellyn, Matthew/John Gleaves 2016: The Rise and Fall of Olympic Amateurism. Urbana, Chicago and Springfield..
- Malitz, Bruno 1933: Die Leibesübungen in der nationalsozialistischen Idee. München.
- Mattausch, Wolf-Dieter 1983: Deutsche Arbeitersportler im antifaschistischen Widerstandskampf 1933 bis 1945. Rostock: Wilhelm-Pieck-Universität (Diss.).
- Milton, Sybil 1995: Vorstufe zur Vernichtung. Die Zigeunerlager nach 1933, in: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte* 43. Jg. Nr. 1 (Januar): 115–130.
- Peiffer, Lorenz 2012a: „Arbeitersport war reizvoll“ (Interview mit Martin Krauss), in: *Jüdische Allgemeine*, 19.7.
- Peiffer, Lorenz 2012b: Berliner Polizeisportlerinnen trotzten der NS-Rassenpolitik, in: Blecking/Peiffer 2012: 183–187.

- Peiffer, Lorenz/Arthur Heinrich (Hg.) 2019: Juden im Sport in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus. Ein historisches Handbuch für Nordrhein-Westfalen. Göttingen.
- Peiffer, Lorenz /Henry Wahlig 2012: Juden im Sport während des Nationalsozialismus. Ein historisches Handbuch für Niedersachsen und Bremen. Göttingen.
- Peiffer, Lorenz /Henry Wahlig 2014a: Verlorene Helden. Von Gottfried Fuchs bis Walther Bensemann. Die Vertreibung der Juden aus dem deutschen Fußball nach 1933. Beilage von *Il Freunde*, Nr. 148.
- Peiffer, Lorenz /Henry Wahlig 2014b: Juden im Sport – ein Teil der deutschen Gesellschaftsgeschichte, in: Becker/Schäfer 2014: 249–273.
- Peiffer, Lorenz /Henry Wahlig 2017: „Unser Verein ist judenfrei!“ Ausgrenzung im deutschen Sport. Eine Quellensammlung. Berlin/Boston.
- Pfister, Gertrud /Gerd Steins 2005: Die Flatow-Medaille. In Erinnerung an Alfred Flatow und Gustav Felix Flatow (hrsg. vom Deutschen Turner-Bund). Berlin.
- Schäfer, Ralf 2016: Antisemitismus und Sport vor 1933. In: Förderverein 2016: 16–72.
- Schilde, Kurt 1989: Spurensicherung. Jüdischer Sport von 1933 bis 1938. In: Simmenauer 1989: 159–175.
- Schiller, Kay 2022: „Der schnellste Jude Deutschlands“. Alex Natan (1906–1971). Eine Biografie. Göttingen.
- Simmenauer, Felix 1989: Die Goldmedaille. Erinnerungen an die Bar Kochba-Makkabi Turn- und Sportbewegung 1898–1938. Berlin.
- Teichler, Hans Joachim 2010: Die jüdische Sportbewegung im nationalsozialistischen Deutschland, in: Bahro u.a. 2010: 109–123.
- Tobias, Jim G. 2022: Sportfest statt Olympiade, in: *hagalil.com*, 8.9.22 (www.hagalil.com/2022/09/sportfest-statt-olympiade/#more-70472, geöffnet 3.12.2023).
- Wahlig, Henry 2015: Sport im Abseits. Die Geschichte der jüdischen Sportbewegung im nationalsozialistischen Deutschland. Göttingen.

